

Nr. 13. Bromberg, den 12. Februar 1924.

Die Macht der Drei.

Ein Roman aus dem Jahre 1955

von **Hans Dominik.**

(27. Fortsetzung.)

Erik Truwor faßte das Ergebnis der Untersuchung zusammen. Der Eisberg war mit seiner Basis halb schräg nach unten in das Wasser gefallen und hatte dann wieder Halt gefunden. Es war natürlich auch mit Hilfe des kleinen Strahlers leicht möglich, einen Ausweg aus dem Eise ins Freie zu schmelzen.

Aber sie befanden sich in einer komprimierten Atmosphäre. Die Luft in der Eishöhle war auf das Doppelte des gewöhnlichen Luftdrucks zusammengepreßt. In ihren Lungen hatte der hohe Druck sich ausgeglichen. Schafften sie der Luft plötzlich einen Ausgang ins Freie, so mußte die schnelle Druckverminderung sie töten. Die zusammengepreßte Luft in ihrem Innern hätte ihre Lungen zerrissen, ihre Leiber zerfetzt.

Doch auch ein langsames Ablassen der Druckluft gewährte keine Sicherheit. Sie wußten ja nicht, bis zu welcher Höhe der Wasserspiegel draußen den Berg umgab. Wie tief der Berg in den geschmolzenen See eingesunken war. Es konnte geschehen, daß das Wasser beim Ablassen der Luft schließlich die Decke des höchsten Raumes erreichte. Dann wurden sie ertränkt wie die Mäuse in der Falle.

Das Mittel, allen diesen Schwierigkeiten zu entgehen, hatte der Geist Silvesters entdeckt.

„Wir müssen den Berg ausschmelzen. Der ganze massive Kern muß als Schmelzwasser in die Tiefe gehen. Nur eine leichte äußere Schale darf stehenbleiben. Leichte Fußböden und Wände, die der Schale Halt geben. Dann wird er sich heben, wird leicht auf dem Wasser schwimmen . . ."

Der Plan war gut, aber die Frage der Luftbeschaffung machte Schwierigkeiten. Die wenige Luft, die in den vorhandenen Gängen eingeschlossen war, würde niemals genügen, das ganze Innere des ausgeschmolzenen Berges zu füllen.

Sie mußten also mit Vorsicht eine Rohrverbindung mit der Außenwelt herstellen, mußten die Luftpumpe mit vieler Mühe aus einem halb überfluteten Gange herbeischaffen und von außen her Luft in das Innere pumpen, als das große Schmelzen begann, als Tausende von Tonnen Schmelzwasser in die Tiefe flossen und der massive Eisriese von Stunde zu Stunde immer mehr die lockere Struktur einer Bienenwabe annahm.

Aber sie spürten auch den Erfolg. Der Berg hob sich. Sie merkten es daran, daß er wieder in die wagerechte Lage kam und daß die unteren überfluteten Gänge allmählich vom Wasser frei wurden.

Sie arbeiteten ohne Unterlaß. Silvester war Tag und Nacht tätig. Die Vorwürfe Erik Truwors brannten ihm schwer auf der Seele. Er wollte mit Hingabe seiner ganzen Kraft wieder gutmachen, was durch sein Versehen verdorben war, und mutete sich mehr zu, als sein geschwächter Organismus auf die Dauer aushalten konnte.

Bis die mißhandelte Natur sich rächte. Atma sprang hinzu, als Silvester neben dem Strahler, mit dem er die neuen Höhlen und Zellen in den Berg schnitt, zu Boden taumelte. Es bedurfte aller Künste des Inders, um das aussetzende Herz des Erschöpften zum Weiterschlagen zu zwingen und die schwere Ohnmacht in einen wohltätigen Schlaf zu verwandeln.

Freilich hatte Silvester Grund zu Eile und Anstrengung. Der Berg mußte gehoben, in seine endgültige Lage gebracht sein, bevor die Polarkälte ihre Wirkung tat, bevor die Oberfläche dieses durch einen so unglücklichen Zufall entstandenen Sees sich wieder mit einer schweren Eiskruste überzog. Denn fror der See, so war der Berg fest eingekittet, alle Versuche, ihn zu heben, wurden vergeblich.

Endlich war es gelungen. In hundert Stunden hatten sie das Werk getan. Nun hieß es warten und sich gedulden, bis das eintrat, was sie vorher so sehr zu fürchten hatten. Erst nachdem der gehobene Berg festgefroren war, konnten sie es wagen, seine Außenwand zu durchbrechen, durften sie die Tür dieses gigantischen Gefängnisses sprengen. Sie rechneten, daß wenigstens noch einmal fünfzig Stunden verstreichen müßten, bevor das frisch gebildete Eis den erleichterten Berg tragen würde.

Die Laune des Schicksals schenkte dem Präsident-Diktator noch einmal eine Frist. Krieg und Kriegsgeschrei erfüllten noch einmal die Welt. Von einer sinnlosen und lächerlichen Kleinigkeit hing es ab, wie lange der Vernichtungskampf zweier Weltreiche anhalten sollte. Einfach davon, wie schnell oder wie langsam sich in der arktischen Eiswüste auf einem Tümpel von mäßiger Größe eine tragfähige Eisfläche bilden würde.

Fünfzig Stunden, in denen die Insassen des Berges nichts anderes tun konnten, als tatenlos zu warten. Abgeschnitten von der Welt, ohne Kunde von dem, was draußen vorging.

Atma saß am Lager Silvesters. Er zwang ihn, sich wohltätiger Ruhe hinzugeben, seinem armen mißhandelten Herzen, das immer noch unruhig und unregelmäßig gegen die Rippen pochte, Erholung zu gönnen.

Erik Truwor war allein, eine Beute quälender Gedanken, die sich nicht verjagen ließen.

Was war in den Tagen ihrer Gefangenschaft geschehen? Hatten die ersten Warnungen der Macht genügt, oder war der Krieg doch ausgebrochen?

Besaß die Menschheit so viel Einsicht, der sinnlosen Zerstörung aus eigener Kraft Einhalt zu gebieten?

War das der Fall, dann würde er das Werk so ausführen können, wie er es geplant hatte.

Aber wenn sie ihm nicht gehorchten? Wenn sie in diesen Tagen seiner erzwungenen Untätigkeit übereinander herfielen?

War das nicht der Beweis dafür, daß sie noch nicht zur Selbstregierung reif waren, daß sie einen Selbstherrscher brauchten, zu ihrem Glücke gezwungen werden mußten?

Wer sollte sie dann zwingen? Die Träger der Macht. Drei Köpfe, drei Sinne!

Nur einer konnte der Herr sein. Wer sollte es sein?

Silvester, der stille Gelehrte, der Forscher?

Oder Atma? Der Schüler des Buddha Gautama und des Tsongkapa?

Nein und nochmals nein! Nur er selbst konnte es sein. Der Nachfahr des alten Herrengeschlechtes, dem eine zweifache Prophezeiung noch einmal die Herrschaft versprach.

Die Wucht der Gedanken riß Erik Truwor empor. Er sprang auf und irrte durch die Eisklüfte des gehöhlten Berges.

Er war von der Vorsehung auserwählt. Ihm hatte das Schicksal die unendliche Macht in die Hand gegeben. Er brauchte Gehilfen, treu ergebene Paladine, um sie auszuüben. Dazu hatte das Geschick ihm die Freunde an die Seite gestellt. So war die Weissagung von Pankong Tzo zu deuten. Dem Herrscher die Macht, seinen Paladinen das Wissen und den Willen.

So mochte es einem Cäsar zumute gewesen sein, ehe er den Rubikon überschritt, so einem Napoleon, als er den Sturm auf Italien wagte, so einem Stonard, als er gegen die Gelben im Westen der Union losbrach.

Das Schicksal rief ihn. Das Schicksal hatte Ungeheures mit ihm vor, wenn ... wenn in diesen Tagen der Kampf ausgebrochen war. Mit kaum zu bändigender Ungeduld erwartete er die Stunde der Befreiung aus dem eisigen Gefängnis.

*

Nur dem Wunsch ihres Gatten folgend, hatte Diana Maitland Jane in ihr Haus in Maitland Castle aufgenommen. Widerstrebend zuerst, hatte sie sie dann liebgewonnen. Wenn dies junge Mädchen eine Verwandte des Dr. Glossin war, so hatte sie jedenfalls nichts von den zweifelhaften Eigenschaften ihres Oheims geerbt.

Mochte Dr. Glossin auch tausendmal gelogen haben, diesmal hatte er die Wahrheit gesprochen, als er sagte, daß Jane einsam und hilfsbedürftig sei. Lady Diana erkannte es mit dem geübten Blick der gereiften und lebenserfahrenen Frau.

Sie nahm sich vor, der Verlassenen eine mütterliche Freundin zu sein. In Maitland Castle während dieser Tage politischer Hochspannung und kriegerischer Verwickelungen selbst vereinsamt, zog sie sie in ihre Gesellschaft und hatte sie den größten Teil des Tages um sich. Dabei aber mußte sie die Entdeckung machen, daß die Seele des jungen Menschenkindes Rätsel barg.

Lady Diana fand, daß in den Erinnerungen Janes Lücken klafften. Was sie erzählte, erzählte sie schlicht und einfach, ohne Widersprüche. Aber plötzlich, an bestimmten Stellen, stockte die Erzählung, brach die Erinnerung ab, und es war Diana nicht möglich, die Lücken zu überbrücken.

Dazu der häufige Wechsel der Stimmung. Eben noch heiter, fast ausgelassen. Dann wieder still, grübelnd, nachdenklich, zerstreut. Wechselnde Stimmungen, schwankende Abneigungen und Sympathien, die sich bei den gemeinsamen Mahlzeiten sogar in der Wahl der Speisen äußerten.

Diana Maitland hatte sich gesprächsweise mit ihrer Beschließerin über Jane unterhalten. Die sonderbaren Andeutungen der Alten gingen ihr nicht aus dem Sinn.

Jane machte sich an einem Tischchen zu schaffen, das in einem der großen, erkerartig ausgebauten Bogenfenster stand. Sie hatte den Tischkasten aufgezogen, kramte in verschiedenen Kleinigkeiten, die dort lagen, schien irgend etwas zu suchen. Diana sah, wie sie ein Garnknäuel und ein Buch herausnahm, die Gegenstände zerfahren und unsicher auf den Tisch legte und dann ein Zeitungsblatt aus dem Kasten holte. Ein altes Blatt, mehrfach geknifft, eine Notiz darauf mit Buntstift angestrichen.

Die Sonne fiel durch das Erkerfenster und wob goldene Reflexe um die schweren blonden Flechten Janes. In dieser Beleuchtung, die ihre zarte Schönheit noch hob, wirkte sie unwahrscheinlich ätherisch, wie eine der Gestalten auf den bunten Stichen von Gainsborough. Diana Maitland betrachtete das Bild mit Wohlgefallen.

Jane saß leicht vorgebeugt an dem Tischchen. Ihre Blicke ruhten auf dem Zeitungsblatt. Der zerstreute, träumerische Zug, den Diana in den letzten Tagen so oft an ihr beobachtet hatte, lag auf ihrem Antlitz. Jetzt straffte sich ihre Miene. Ihr Auge haftete auf einem Punkt des Blattes, während sie angestrengt nachzudenken schien. Als ob sie etwas suche, eine Erinnerung, ein Wort, einen Namen, auf den sie nicht kommen könne. Es sah aus, als ob dies angestrengte Sinnen ihr körperliche Pein bereite.

Diana Maitland sah die Wandlung und rief sie an: „Was ist Ihnen, Jane?"

Wie geistesabwesend ließ Jane das Zeitungsblatt sinken und fuhr sich über die Stirn.

„Linnais ... Linnais ..."

„Jane, was haben Sie? Was ist Ihnen Linnais?"

Als Diana das Wort Linnais aussprach, erhob sich Jane wie eine Schlafwandlerin. Suchend, stockend brachte sie einzelne Worte hervor.

„Linnais ... Brand ... Ruinen ... alles tot ..."

Sekundenlang stand Diana in starrem Staunen.

„Nein, Jane ... Sie leben!"

„Leben ... Linnais ... leben ... Hochzeit ... meine Hochzeit ... Kirche ... Atma ... Erik Truwor ..."

Diana Maitland sank schwer atmend in ihren Sessel zurück. Ihre Augen hingen an den Lippen Janes, die weiterflüsterten:

„... meine Hochzeit ..."

„Mit Erik Truwor?"

„Nein ... nein ... mit ..."

„Mit ..."

„Mit ... mit ..."

Jane suchte und konnte den Namen ihres Gatten nicht finden. In ängstlichem Grübeln krauste sich ihre Stirn.

„Mit Logg Sar?"

„Silvester ...!" Wie ein erlösender Aufschrei kam es von Janes Lippen. „Silvester ... Silvester ... wo ist er?"

Diana trat auf die Schwankende zu und geleitete sie zu einem Ruhebett. Ein tiefes Schluchzen erschütterte den zarten Körper Janes. Als sie die Augen aufschlug, war ihr Blick gewandelt. Nicht mehr unsicher und traumverloren. Klar und fest.

„Silvester! Ich habe ihn wieder!"

„Was ist Ihnen Silvester?"

„Er ist mein Mann! Mein lieber Mann!"

Die Gedanken Dianas jagten sich. Was war das? Was hatte Dr. Glossin getan? Welches Verbrechen war an dem Mädchen begangen worden? Diana Maitland fand die härtesten Ausdrücke für den Arzt. Wie konnte er die Gattin Logg Sars als seine Nichte, als junges Mädchen in ihr Haus einführen? Wie kam die Gattin Logg Sars in die Gewalt Glossins?

Jane richtete sich auf dem Divan empor und begann zu sprechen. Fließender, endlich ganz frei. Die hypnotische Kraft Dr. Glossins reichte an diejenige Atmas nicht heran. Ein einfaches Zeitungsblatt, jenes schwedische Blatt, welches von Glossins Hand selbst unterstrichen den Namen Linnais trug, hatte genügt, den von ihm gelegten Riegel zu brechen.

Die volle Erinnerung kam Jane wieder. Sie erzählte, wie sie in der Sorge um Silvester von Düsseldorf nach Linnais ging, Brandruinen fand, wo sie einst Hochzeit gehalten. Wie Dr. Glossin, ihr selbst unerklärlich, plötzlich vor ihr stand, wie sie ihm willenlos folgen mußte.

„Dein Silvester lebt, Jane! Er und seine Freunde! Wir wissen es. Lord Horace sagte es mir. Unsere Stationen müssen ihre Befehle funken."

„Er lebt. Ich höre es. Ich glaube es gern ... gern ... Aber er weiß nicht, wo ich bin. Ich habe in törichter Sorge seine Weisung mißachtet, bin fortgelaufen. Er sucht mich vergeblich, kann mir keine Nachricht geben."

Lady Diana brachte bald heraus, wie diese Benachrichtigungen früher stattgefunden hatten. Aber der kleine Telephonapparat war verschwunden. Irgendwo in Linnais geblieben. Damals, als Dr. Glossin in ihm die Stimme Silvesters vernahm, die Kraft des Strahlers zu fürchten begann und den Apparat wie glühendes Eisen von sich schleuderte. Die Wellenlänge, auf die Silvester den Apparat gestimmt hatte, war damit verloren. Die Möglichkeit einer Verständigung in der früheren Art ausgeschlossen.

Es blieb nur die öffentliche Regierungsstation, die Möglichkeit, eine Depesche in der Wellenlänge dieser Station abzugeben. Zu gewöhnlichen Zeiten eine einfache Sache. Jetzt in den Tagen des Krieges und der Zensur eine schwierige, fast unlösliche Aufgabe. Diana Maitland übernahm es, sie zu lösen.

Der Luftverkehr auf den britischen Inseln war des Krieges halber verboten. In ihrem schnellen Kraftwagen fuhr sie selbst nach Cliffden in die große englische Station. Sie suchte den Stationsleiter auf und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Sie bat, beschwor und drohte, bis der Widerstand des Beamten überwunden war. Bis er vom Buchstaben seiner Instruktion abwich und die kurze Depesche zur Absendung entgegennahm. Lady Diana blieb an seiner Seite, solange die Depesche umgeschrieben und von den Perforiermaschinen für die Sendung vorbereitet wurde. Sie stand neben ihm, als der Geberautomat den Papierstreifen zu verschlingen begann, als Hebel tanzten und Kontakte polterten, als die ersten Worte der Depesche

„Jane an Silvester ..."

auf den Flügeln elektrischer Wellen in den Luftraum strömten. Sie blieb neben dem Stationsleiter stehen, bis der Streifen dreimal durch den Apparat gelaufen war. Dann ging sie zu ihrem Kraftwagen und kehrte nach Maitland Castle zurück.

*

Am siebenten Tage nach der Katastrophe wagten es die Eingeschlossenen. Sie ließen die Druckluft aus dem Eisberge langsam ins Freie entweichen. Erik Truwor stand am Ventil, den Blick auf dem Druckzeiger. Im untersten Gange beobachtete Silvester den Wasserspiegel. Das Mikrophon am Munde, bereit, Alarm zu geben, wenn das Frischeis nicht hielt, der Berg sich senkte, das Wasser stieg.

Mit leisem Pfeifen entwich die Luft. Langsam fiel der Zeiger des Manometers. Nur noch wenige Linien stand er über dem Nullpunkt. Erik Truwor lehnte sich gegen die Eiswand, drückte das Ohr gegen die Fläche, um

jedes Knistern, jedes kommende Brechen des Eises so früh wie möglich zu spüren.

Es blieb ruhig. Nur das schwächer und schwächer werdende Pfeifen der entweichenden Luft. Jetzt nur noch ein leichtes Rauschen. Der Zeiger stand auf dem Nullpunkt. Der Druck war ausgeglichen. Der Berg hielt sich ohne Unterstützung der Preßluft.

Schnell fraß der kleine Strahler einen neuen Ausgang durch die Schale des Berges. Die Antenne in Ordnung bringen, den Verkehr mit der Welt wieder herstellen, das war jetzt das Wichtigste. Die Antenne auf dem Abhang des Berges war unversehrt geblieben. Nur die Verbindungen nach den Apparaten hin waren bei der Katastrophe zerrissen. Zehn Minuten genügten, um eine Notleitung zu legen. Kaum war die letzte Verbindung gemacht, die letzte Schraube angezogen, als auch schon wieder Leben in die Apparate kam, die alle diese Tage hindurch still und tot dagelegen hatten. Die Farbschreiber klapperten, die Laufwerke rollten, und die Streifen, dicht mit Morsezeichen bedeckt, quollen unter den Farbrädern hervor. Nachrichten aus Amerika und Europa, aus Indien und Australien.

Das Schicksal ging seinen Weg. Der Krieg war ausgebrochen. Englische und amerikanische Luftstreitkräfte waren an den verschiedensten Punkten der Welt zusammengeraten. Die große englische Schlachtflotte hatte ihren Hafen verlassen, um die amerikanische Ostküste anzugreifen. Die amerikanische Flotte war ihr entgegengefahren. Nur noch vierundzwanzig Stunden, und es kam zu einer gewaltigen Schlacht mitten im Atlantik.

Die Frage, die sich Erik Truwor in diesen Tagen unfreiwilliger Ruhe so oft vorgelegt hatte, war entschieden. So entschieden, wie er es in unruhigen Nächten gefürchtet hatte. Die Menschheit hörte nicht auf seine Worte. Sie war nicht fähig, sich selbst zu regieren. Sie brauchte den Herrn, der sie zwang.

Er fühlte, wie seine Ideale zusammenbrachen. Sie taten da draußen nichts aus freien Stücken und irgendeinem Ideal zuliebe. Wer die Macht hatte oder zu haben glaubte, benutzte sie rücksichtslos. Seine Warnungen waren unbefolgt verhallt. Sie würden ihm nur gehorchen, wenn er Brand und Mord hinter jeden seiner Befehle setzte.

Die Stunde der Entscheidung war gekommen. Wenn er durchsetzen wollte, was er sich vorgenommen, was er als Mission ansah, dann mußte er als Herr auftreten. Klar hatte er die Notwendigkeit in den Tagen der Gefangenschaft durchdacht und schrak zurück, nun die entscheidende Stunde gekommen war.

Würde man seine Absichten nicht verkennen? Würde die Welt ihm nicht andere Beweggründe unterschieben? Würde sie nicht einer maßlosen Ehrsucht zuschreiben, was nur bittere Notwendigkeit war?

Es duldete ihn nicht länger in der Enge der Berghöhlen. Er stürmte hinaus in das Freie. Er sprang über Schollen und Schneewehen, die in den Strahlen der tiefstehenden Sonne rot glühten. Er lief und fühlte, daß alle die alten Ideen und Ideale von Pankong Tzo vernichtet waren.

Atemlos hielt er im Lauf inne. Ihm graute vor der Entscheidung, vor der Verantwortung, vor dem Entschluß. Hinter einer Eisklippe hatte der Wind den frischen Schnee zusammengewirbelt. Hier ließ er sich niedersinken, fühlte, daß die weißen Flocken sich wie ein Daunenkissen um seine Glieder schmiegten. Eine tiefe Mutlosigkeit, eine Erschlaffung überkam ihn. Er wurde ganz ruhig.

Wie wäre es, wenn er hier liegenbliebe, wenn er jetzt einschliefe? Die Verantwortung, dem verhaßten Entschluß durch freiwilligen Tod aus dem Wege gehen?! Wie lange würde es dauern, bis der arktische Frost den kurzen Schlummer in einen ewigen Schlaf verwandelte. Wie schön müßte es sein, hier einzuschlummern, hinüberzugehen in das große Meer der ewigen Ruhe und des Vergessens, in dem alle dunklen Wellen des Lebens verrieseln.

War es der Frost, der schon zu wirken begann, den Körper leicht, die Gedanken träumerisch und sprunghaft machte?

Eine dunkle, fromme Erinnerung überkam ihn. Die Hände falten! Er streifte die schweren Pelzhandschuhe ab und schlug die Finger ineinander. Da ... seine Rechte zuckte zurück.

Was war das Kalte, das er berührt hatte? Kalt und brennend zugleich. Er hob die Hand zum Gesicht. Vom Mittelfinger der Linken strahlte ihm der Alexandrit entgegen, jetzt auch im Tageslicht hellrot glühend, wie er ihn noch nie gesehen hatte.

Mit einem Sprung stand er auf den Füßen.

Sich von dem eigenen Schicksal wegstehlen? Dem Leben feige den Rücken kehren? Nein, niemals, und wenn der Weg nach Golgatha führen sollte.

Die Menschheit da draußen wollte Kampf und Mord. Sie sollte im Überfluß davon haben. Wie eine neue Gottesgeißel wollte er sie züchtigen, bis sie ihm bedingungslos gehorchte.

Ein harter, eiserner Wille prägte sich auf sein Gesicht.

Ruhigen und festen Schrittes ging er zum Berge. Er trat hinein und schritt durch die Gänge dem Raume zu, in dem die großen Strahler standen. Der rote Sonnenschein drang durch die grünlichen Eiswände und erfüllte die Hallen und Gänge mit einem magischen Doppellicht. Die vollkommene Stille, die hier in den Regionen des ewigen Eises herrschte, wurde nur durch das leise Ticken der Funkenschreiber unterbrochen. In schwirrendem Spiel klappten die feinen Schreibhebel der Apparate auf und nieder und notierten in Punkten und Strichen die Botschaften, die von allen Teilen der Welt her durch den Äther kamen und sich in den Maschen der Antenne fingen.

Silvester saß vor einem der Schreibapparate in einem leichten Sessel. Er hielt den Papierstreifen unbeweglich in den Händen, als ob er sich von einer einzelnen Nachricht nicht losreißen könne. Das in rötlichgrünen Tönen durch den Raum schimmernde Licht umspielte seine Gestalt. Es ließ sein Antlitz fahl wie das eines Toten erscheinen.

Erik Truwor warf einen Blick auf die Stelle des Streifens, den Silvester so beharrlich in den Händen hielt. Der Apparat hatte inzwischen unermüdlich weitergearbeitet. Viele Meter des Streifens waren ihm entquollen und lagen in Windungen und Schleifen auf den Knien Silvesters.

Erik Truwor las die Stelle in den Händen Silvesters: „Jane an Silvester. Ich bin geborgen. In England in Maitland Castle bei guten Freunden."

Der Streifen zeigte die kurze Depesche dreimal hintereinander.

Erik Truwor beugte sich zu dem Sitzenden hinab und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Freue dich, Silvester! Deine Sorgen sind vorüber. Jetzt weißt du, daß Jane in Sicherheit ist."

Unter dem Druck von Erik Truwors Hand sank die Gestalt Silvesters noch mehr in sich zusammen. Sie fiel nach vorn und wäre ganz zu Boden gesunken, wenn Erik Truwor nicht mit kräftigen Armen zugegriffen hätte. Da fühlte er, daß das Leben aus dem Körper des Freundes gewichen war, daß die Blässe des Antlitzes nicht allein durch die fahlen Reflexe der Eiswände verursacht wurde.

Dem wechselreichen Auf und Ab von Freuden und Leiden, seelischen Erschütterungen und schwerster Forschungsarbeit war der Organismus Silvester Bursfelds nicht gewachsen. Ein Herzschlag hatte sein junges Leben in dem Augenblick beendigt, in dem er die Depesche von Jane empfing.

Erik Truwor hielt die schon erkalteten Finger des Freundes in seinen Händen. Atma trat in den Raum. Er schritt auf Silvester zu und schloß ihm mit sanftem Druck die Augen.

„Er hat gegeben, was das Schicksal von ihm verlangte, das Wissen."

Erik Truwor nickte und ließ seine Blicke auf den blassen Zügen ruhen.

„Das Wissen, das mir die Macht schafft."

Er wandte sich von dem Toten weg nach dem großen Strahler. Nur die Farbschreiber tickten leise und warfen immer neue Nachrichten von den Kriegsschauplätzen auf das Papier. Mit schweren Schritten ging Erik Truwor auf den mächtigen Strahler los. Nur ein einziges Wort kam von seinen Lippen: „Auf!"

Wie Kampfruf klang es! Kampfruf war es!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wiedersehen.

Von Eddy Beuth.

Jahrelang war er verschollen gewesen, und sie hatte nichts von ihm gehört, nun kam der Brief. Seine Handschrift hätte sie unter tausenden erkannt, aber auf dem Umschlag stand eine fremde Schrift, er wollte sie wohl nicht erschrecken. Der Brief, den sie in den zitternden Händen hielt, lautete:

Geliebtes Herz!

Wenn Du diese Zeilen erhältst, die ein Freund für mich schreibt, bin ich an der russischen Grenze auf dem Wege zu Dir. Ich bin seit längerer Zeit aus der Gefangenschaft entlassen, hatte aber den Mut nicht, Dir zu schreiben, aus Furcht, Dich zu verlieren. Zehn Jahre sind es fast, daß ich damals von Dir ging, um das Vaterland zu verteidigen, und als alles zu Ende und für uns verloren war, da hat mir ein barmherziges Schicksal geholfen und mich drüben in den russischen Steppen festgehalten, um die Schmach nicht

mit ansehen zu müssen. Man schleppte mich von Krankenhaus zu Krankenhaus, aber die russischen Ärzte versagten bei mir, nun will ich zu Dir und in die Heimat zurück, um bei Dir zu sein, ich will es Dir mit aller Liebe lohnen, die in mir ist. Dein Bild hat mich niemals verlassen, Du stehst vor meinem geistigen Auge, wie ich Dich verließ, mein blondes Glück. Daß mein Freund Einblick in diese Zeilen erhält, schadet nichts, er kennt Dich so genau aus den gemeinsam verträumten Nächten, in denen uns die ewigen Sterne von der Heimat erzählten. Damals fand sich keine Gelegenheit, Dir Nachricht zu senden, und als die Gelegenheit kam, war es zu spät, da konnte ich es Dir nicht sagen, das Schreckliche, denn ich war Deiner nicht sicher. Wenn Du mich zurückgestoßen hättest, das wäre schlimmer gewesen als der Tod, den ich jahrelang täglich vor Augen hatte. Finde ich Dich an der alten Stelle, hat Dein Herz noch Raum für mich, den Ärmsten der Armen? Ich fühle es, du wartest auf mich und das beflügelt die Zeit. Dein Fredy.

Annalise hatte den Brief vor einer Stunde bekommen und immer noch starrte sie vor sich hin und begriff nicht. Es war so seltsam, daß er nicht selber schrieb, und warum war er nicht zu ihr gekommen, was hatte ihn abgehalten, was war Schreckliches, Unbegreifliches in sein Leben gekommen. Hatte er nicht gewußt, wie sehr sie ihn erwartete, ersehnte, Jahr für Jahr, wie sie die einsamen Nächte durchwachte und durchweinte, wie die Sehnsucht nach ihm schrie. Hatte er so nutzlos und ohne Zweck ihre Jugend gestohlen, war er herzlos über ihren Schmerz fortgeschritten und hatte sie alt und müde gemacht?

Sie las den Brief noch einmal, und als sie an die Stelle kam, in welcher er ihr sagte, daß ihr Bild ihn nie verlassen, daß sein blondes Glück vor seinen Augen gestanden habe Tag und Nacht, da erschrak sie tief. Er hatte sie als lachendes, sonniges, junges Mädel verlassen und er fand sie wieder? Sie schaute mit ihren vom ewigen Weinen trüben Augen in den Spiegel. Blaß und vergrämt die Züge, gebeugt vom Herzweh die schlanke Gestalt, die weißen Hände, die er so liebte, aufgearbeitet von der Fron des Alltags, und die tanzenden Füße müde geworden von den Schritten der Sehnsucht, die ihm entgegengingen.

Und sie fühlte, wie eine Kluft zwischen ihnen sein würde, die zu überbrücken unmöglich war. Niemals würde er sie lieben können, wie sie jetzt war, immer würde das Bild der verlassenen Geliebten vor ihm stehen.

Am andern Tage aber machte sie doch die Wohnung schön für sein Kommen, sie arbeitete unermüdlich nur in Gedanken an ihn, bis die *kleinen Zimmer blankgeputzt* strahlten und die frischgewaschenen Gardinen an den Fenstern hingen. Und als der Abend sie müde in dem alten Lehnstuhl fand, der schon zu seinen Zeiten allabendlich auf sein Kommen wartete, in welchem zwei junge, glückselige Menschenkinder enggeschmiegt saßen und kein Ende finden konnten, ihre junge Liebe anzustaunen wie ein Wunder, da kam die alte Erinnerung an den frischen, blonden Jungen zurück und machte ihre Seele erbeben.

Bis ein Klingeln sie aus ihren Gedanken schreckte. Sie preßte die Hand aufs Herz, stand sekundenlang ohne Bewegung, wie gelähmt, endlich ging sie zur Tür, zu öffnen. Was würde die nächste Minute bringen?

An der Tür stand ein fremder Mann und begann zu sprechen, daß er als Bote des andern käme, der unten vor der Tür warten wolle, bis alles gesagt sei. Sie zitterte. Was gab es zu sagen, was war zwischen ihnen, daß er einen Boten brauchte, wenn er zu ihr wollte? Der Fremde aber quälte sich immer noch mit Worten, deren Inhalt sie nicht verstand, bis sie die Hände beschwörend erhob, in dem Wunsch, daß er der Qual ein Ende mache. Da tönten Worte an ihr Ohr, die sich zu Gedanken formten, und sie verstand, daß ihr Geliebter erblindet sei, seine beiden geliebten, strahlenden Blauaugen blind für immer, ohne Rettung, ohne Hilfe. Ob sie ihn aufnehmen wolle, ob er noch einmal kommen dürfe, bis er sich in die Heimat zurückgefunden habe, er wolle ihr keine Last sein, nur sie wiederhaben, ihre Hände fassen noch ein einzigesmal.

Schluchzen erfüllte das Zimmer, haltloses Weinen erschütterte sie, und als der Fremde sich zum Gehen wandte, sagte sie leise und fest: „Bringen Sie ihn mir." Und als der Freund leise die stillen Stuben verließ, um erschüttert von so viel Weh und so viel Liebe dem Freund die Botschaft zu bringen, da überkam sie plötzlich die Gewißheit wie ein Taumel: „Er wird nicht sehen, daß ich mich verändert habe, er wird das lichte Bild meiner Jugenderscheinung vor seinem inneren Auge haben, und wird mich weiter lieben, wie ich ihn."

Und als sie seine suchenden leisen Schritte im Treppenhaus hörte, öffnete sie alle Türen weit, weit, und lief ihm entgegen, wie sie damals ihm entgegengelaufen war, wenn sie seine Schritte hörte. Sie hing an seinem Halse, sie führte ihn mit zärtlichen Händen zum alten Lehnstuhl, der immer auf ihn gewartet hatte, dann kniete sie vor ihm nieder in wortlosem Glück und nahm ihn aufs neue wie ein Geschenk. Leise hatte der Freund das Zimmer verlassen, dieser Gefährte seiner schwersten Stunden mochte das Glück nicht stören.

Behutsam strich der Blinde über das blasse, abgehärmte Gesicht seiner Jugendgeliebten, und sagte, in überströmender Zärtlichkeit, ihre Lippen suchend: „Wie habe ich mich nach dir gesehnt, mein Mädel, mein wunderschönes, blondes Mädel."

Und sie fühlte sich jung und geliebt wie damals, als sie ihm ihre Kinderseele schenkte, und der alte, liebe Lehnstuhl barg sie beide in seinem breiten, behäbigen Sitz, die alte Lampe leuchtete wie einstmals, die Blumen, die sie für ihn hingestellt hatte, dufteten, und das kleine Zimmer wurde zum Paradies. (Aus dem Wiener „Deutschen Volksblatt.")

Bunte Chronik

*** Vom Tee.** Den Tee als Heilmittel haben als erste die Chinesen erkannt. Er war für sie die Medizin gegen Schläfrigkeit und Unlust zur Arbeit, seiner Wirkung schreiben sie es zu, daß in China so wenig Nierensteinleidende anzutreffen sind. Die Holländer schätzen den Tee als Mittel gegen Podagra, gegen Kopfschmerzen, Schwermut, Verstopfung, Milzkrankheit, Schwarzgalligkeit, Skorbut und Abgespanntheit der Glieder, weil er die Poren für den Schweiß öffnet und Fieber vertreibt. Der gute und beste Tee hat beinahe den Duft von frischem Heu. Wenn er zwei- oder dreimal warmes Wasser vertragen kann, so ist das ein unfehlbares Zeichen, daß er von der besten Sorte ist. Vom Schiffsvolk wird der Tee hier und da als Salat gegessen, nachdem er mit Essig, Öl und Pfeffer zubereitet ist. Dem Russen ist der Tee so notwendig wie das tägliche Brot. Für ihn kommt nur Tee in Frage, der auf dem Landweg aus China eingeführt wird; Tee, der wochenlang den Einwirkungen der Seeluft und ihres Salzgehalts ausgesetzt war, ist nichts für ihn. Der Chinese kennt und benennt 60 verschiedene Teesorten. Die europäische Handelsstatistik unterscheidet dagegen nur drei Hauptgruppen, und zwar grünen, schwarzen und Ziegeltee. Der Unterschied zwischen grünem und schwarzem Tee besteht darin, daß der grüne erheblich kürzere Zeit als der schwarze — vielleicht ein bis zwei Stunden — getrocknet wird. Ziegeltee ist ein Erzeugnis, hergestellt aus den sonst unverwendbaren Überresten aller möglichen Teesorten und Ochsenblut. Er ist bei den Nomadenvölkern Ost- und Nordasiens ein außerordentlich geschätzter Handelsartikel und vertritt die Stelle von Gold und Silber. Den eigenartigsten Tee trinken die Kalmücken: sie bereiten ebenfalls aus Ziegeltee in einem großen Eimer eine dunkelbraune Brühe. Diese würzen sie dann mit einer gehörigen Dosis Schafsfett und einer Prise Salz.

*** Die Macht des Gesanges.** „Sag mal, warum gehst du denn immer nach der Entree-Tür, wenn ich singe", fragte die Gattin entrüstet ihren Mann. „Hörst du mich nicht gern?" „Nein, das ist es nicht", erwidert er bescheiden. „Ich möchte nur nicht, daß Mayers von gegenüber denken, ich schlage dich."




Kleine Rundschau-Ecke

*** Der Widerspruchsgeist.** Ein Mann, der durchaus nichts anhören konnte, ohne zu widersprechen, und der noch nie in irgend einem Punkte mit Jemand übereingestimmt hatte, wohnte einem Gespräche bei, worin versichert wurde, daß es kein bewährteres Mittel gäbe, um erfrorene Menschen wieder ins Leben zu rufen, als sie mit Schnee zu reiben. „Ja —", fiel der Widersprecher ein, „— das ist gut im Winter, aber im Sommer?"

*

*** Der lange Scholz und der kleine Menzel.** Alexander Moszkowski erzählt im „Neuen Wiener Journal": Bei Ludwig Pietsch fand eine Abendgesellschaft statt, in drückender Menschenfülle, da die Räume der Wohnung für die Zahl der Gäste nicht ausreichen. In einer Saalecke standen mit den Teetassen in den Händen der baumlange Illustrator des „Kladderadatsch", Wilhelm Scholz, und der zwergenhaft kleine Altmeister Adolf v. Menzel. Es herrschte eine diabolische Temperatur, Scholz tupfte sich den Schweiß von der Stirn und fragte beiläufig den anderen: „Sagen Sie, Menzel — ist es bei Ihnen da unten auch so heiß?"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.